

Joachim Renn

Theorien, Paradigmen und andere soziologische Sprachspiele

Ein Kommentar zu: Johann August Schülein:
»Multiparadigmatik – eine gefährliche Krankheit?«

Ist der »Theorienpluralismus« in der Soziologie ein *systematisch* bedingter Effekt (S. 193)? Und worauf bezieht sich in dieser Überlegung der Ausdruck »systematisch«? »Systematisch« kann allerlei bezeichnen: Konsistenzkriterien für die Verhältnisbestimmung zwischen theoretischen Sätzen und Begriffen (mit Anklängen an die Kohärenztheorie der Wahrheit), Bauanweisungen für gesamte Theoriearchitekturen, oder aber die epistemologische Rechtfertigung eines Vokabulars und gewisser Regeln seiner Verwendung durch Rekonstruktion eines *spezifischen* Modus des explikativen Sachbezugs (z.B.: »Verstehen« oder »Rekonstruktion« oder aber: »Beobachtung«).

Es ist *diese* Richtung, die Beziehung der soziologischen Sprachspiele zu dem, wovon sie handeln, worauf einzelne Züge im Sprachspiel sich beziehen, in der Johann August Schülein nach systematischen Gründen für die Unüberwindlichkeit eines gewissen Grads an Ausdifferenzierung der soziologischen Vokabulare sucht. Von Vokabularen ist in seinen Ausführungen indessen nur am Rande die Rede. Vielleicht, so die Vermutung, die den hier vorgelegten Kommentar bewegt, liegt in dieser – man könnte sagen – leichten Tendenz zur *bedeutungstheoretischen* Indifferenz der Ausführungen Schüleins ein Grund für Vorbehalte. Der Autor scheint eher so etwas wie einen einigermaßen technisch formulierten ontologischen Entwurf skizzieren zu wollen, der bezogen auf zentrale Intuitionen eine Art »pan-biologischer« Autopoiesis-Perspektive einzunehmen empfiehlt. Schülein berührt das Sprachthema dort, wo er in den konstruktiven Vorschlag die Differenz zwischen denotativer und konnotativer Theorie-Infrastruktur ins Spiel bringt (S. 210). Er widmet den verschlungenen Pfaden der Referenz auf die »Objekte«, die auch bei konnotativen Vokabular-Routinen über die Kriterien der Adäquanz entscheiden, aber kaum hinreichende Aufmerksamkeit. Eher scheint für ihn das Schisma zwischen Theorietypen durch eine Art *ontologischer* Rückversicherung ausreichend begründet, die den Übergang von der eins-zu-eins Deskription von generellen, nomologischen Zusammenhängen (S. 195) in die Opazität konnotativen Sprachgebrauchs »von der Sache her« erklärt. Aber auch die Sprache der Ontologie (die nolens volens bei jeder Gegenstandstheorie in Gebrauch genommen wird) bedarf im Medium der epistemologischen Explikation von Selbstbezüglichkeiten einer eigenen *Theorie der Sprache* (dabei nicht unbedingt einer *Ontologie* der Sprache). Diese Theorie der Sprache muss allerdings bei der Analyse der Sprache diese (oder eben eine *andere*) Sprache selbst *verwenden*. Es sind

die Andeutungen Schüleins selbst zu den Gründen für die »Multiparadigmatik«, die darauf hinweisen, dass die *Explikation* eines Sprachspiels dessen Vollzug und dessen implizite Voraussetzungen, gerade mit Bezug auf seine *referentielle* Verankerung, niemals vollständig einholen, nicht in nur einer alternativlosen Fassung artikulieren kann (denn dieses Gefälle zwischen Repräsentation und *selektiver* Rekonstruktion steckt qua Implikation im Begriff des »konnotativen« Sprachgebrauchs bereits »drin«). Auch *adäquate* Explikationen eines theoretischen Vokabulars und eines dazu gehörigen diskursiven Sprachspiels bleiben selektiv und können deshalb im Plural auftreten (unter entsprechenden Bedingungen der Differenzierung von Sprachspiel-Kontexten). Zur Pluralität der sprachlichen Explikationen von sprachlichen Routinen – von *paradigmatischen*, und d.h. (siehe weiter unten) in wesentlichen Teilen *impliziten* Konstituenten von Vokabularen und ihren Verwendungen – gehört auch die Varianz von Vokabular-internen *systematischen* Relationen, also von vergleichsweise Sprach-System-*immanenten* Regeln der »korrekten« syntagmatischen und »paradigmatischen« (jetzt im linguistischen Sinne) Relationierung von Begriffen und Sätzen.

Dass Theorien ein »System« von Sätzen, Begriffen, Theoremen, Schlussweisen oder Ableitungswegen (womöglich eine geschlossene Architektur von »drei Kritiken«) bilden müssten, dass diese Sätze untereinander konsistent und widerspruchsfrei sein sollen, dass die Begriffe »wohldefiniert«, univok, hinreichend und/oder vollständig disjunkt, in ordentlichen Inklusionshierarchien angeordnet sein sollen etc., dass Gegenstandsreferenzen theoretischer Art stets von Gegenstandstheorien, die jene Referenz legitimieren müssen, begleitet sein sollten, dies alles sind ihrerseits *keine unstrittigen* Imperative im weiten Feld soziologischen Theoretisierens.

Die »poststrukturalistische« Variante dekonstruierender Theorie-Performanz z.B. distanziert sich vom Satz des zureichenden Grundes ebenso wie von der – in anderen Soziologien nach wie vor für verpflichtend erachteten – Scheu vor dem »begriffslogisch« ausgeschlossenen »Dritten«. Die »Univozität« der Bedeutung von Begriffen oder aber von Aussagen ist im Lichte der »Dekonstruktion« nur eine betriebsimmanente Idealisierung (Derrida 1979), die gerade in Sachen Referenz mehr verschleiert als sie erhellt. Die Systemtheorie (jedenfalls in ihren linientreuen und begrifflich skrupulöseren Varianten) spielt mit den Widersprüchen zwischen realistischer Begründung des Konstruktivismus und konstruktivistischer Beobachtung »realer« Beobachtungen erster Ordnung, und sie beantwortet »traditionelle« Insistenzen auf Widerspruchsfreiheit mit einem quasi-avantgardistisch (nämlich »post-alteuropäisch«) inszenierten Paradoxie-Management (Luhmann 1990). Die »Grounded Theory« (wenn denn die tentative Artikulation von Impressionen auf dem Weg zur Fallanalyse überhaupt als Theorie durchgehen sollte) übt (unbewusst?) Mimikry an der philosophischen Hermeneutik, indem sie die methodisch-ontologische Maxime der *permanenten* Erfahrungs- und Anwendungs-Affiziertheit konzeptueller Bedeutung (Gadamer 1975) in eine forschungspraktische Schnellversion überführt.

In der Soziologie hat sich nicht nur die Theorielandschaft pluralisiert, sondern längst haben sich auch die Optionen für metasprachliche Reflexions-Bemühungen bzw. für wissenschaftstheoretische (Selbst-) Analysen in einem Maße vervielfältigt, dass eine

»epistemologische« Debatte den Polykontextualismus der soziologischen Theoriebildung eigentlich gar nicht mehr ordnen, geschweige denn zurückfahren – vielleicht nicht einmal mehr *rechtfertigen* – kann. Weil die Schiedsrichterposition selbst pluralisiert ist, und weil sie auch deshalb mit der Parteienrolle zusammenfällt¹, *potenzieren* erkenntnistheoretische Diskussionen den Pluralismus anstatt ihn zu »heilen« (sofern man die entsprechende Hoffnung so nennen möchte).

Das gefällt nicht allen im Fach. Und auch darum stehen seit geraumer Zeit Stile der Reduktion von Komplexität hoch im Kurs, die den gordischen Knoten mit der polemischen Abrissbirne in die Fläche pressen (anstatt ihn überhaupt noch zerschneiden zu wollen). So will z.B. die »Aktor-Netzwerk-Theorie« das ganze alte Theoriegerümpel ersetzen durch einen frischen und respektlosen Zugriff auf die vernetzte Materialität, als welche das Soziale gefälligst primär und überhaupt zu gelten habe. Solche Abkürzungen teilen ihre Epistemologie nur mehr nebenbei im Stile lockerer Reiseberichte aus dem Land der handfesten Dinge mit. Dass sie damit überhaupt Hausrecht in einem Fach erhalten können, das sich einiges darauf zu Gute gehalten hatte, gewisse Aufgaben der Fachphilosophie zu guten Teilen selbst erledigen zu können, erklärt sich weniger erkenntnistheoretisch als wissenschafts-*soziologisch*. Wobei man dabei schnell zu Protokoll geben muss, dass »Wissenschaftssoziologie« in dieser Formulierung eine Haltung bezeichnet, die Wissenschaft als empirische Institution neben anderen wie Prostitution, Kunstmarkt oder positives Recht behandelt und die spezifischen *Geltungsansprüche* empirischer und theoretischer Analysen auf die »Illusio« des Feldes (oder des Systems, der Wertesphäre, des Netzwerkes) reduziert. Soziologie ist eben sowohl Wissenschaft, als auch Wissenschaftssoziologie (nicht nur in den sich so nennenden Spezialabteilungen), sie fällt selbst in ihren Gegenstandsbereich, und die intrikaten Implikationen jener Schleifen, für deren unfallfreien Nachvollzug man »drei Vöglein« zugleich sein müsste (das sich selbst hinter sich herfliegen sieht), umgeht sie gern mit der Flucht nach vorn in die »empirische« Analyse dessen, was hinter der Sozialwissenschaft alles so an Interessen, Funktionen oder Institutionalisierungen steckt. Vorbereitet in den geradezu Profil bildenden Reduktionismen der Soziologie, was etwa Religion oder Kunst angeht², ist es in

- 1 Das bedeutet, dass »Theorien« im Sinne wirklich *umfassender* welterschließender Großunternehmen, die eine ausreichend Komplexität aufweisen, ein allgemeines Mandat für soziale Gegenstände »überhaupt« beanspruchen (und in hinreichender Zahl von Einzelanalysen auch einlösen) und einen vergleichsweise ausreichend langen, Vokabular-konstitutiven Vorlauf haben (eine Tradition also bzw. eine Geschichte), *andere* Theorien ihrerseits und mit eigenen Mitteln »theoretisieren«, entweder in den Gegenstandsbereich schieben (und damit unter die »idola tribus« einreihen) oder aber als Kontrahenten mit argumentativen Mittel, die der Kontrahent meistens nicht akzeptieren würde, kritisieren, jedenfalls aber eine *eigene Reflexions- bzw. Wissenschaftstheorie* liefern (vgl. z.B. zum Verhältnis zwischen Phänomenologie und Pragmatismus, diesbezüglich: Renn 2012: 98ff.).
- 2 Der Religion oder der Kunst und eben auch der Wissenschaft werden dann diverse latente Funktionen (bzw. »praxeologisch«: die eigentlich *agonal* gebauten Routinen *verzeichnende* Illusionen) unterstellt, was jede bereichsinterne Selbstauskunft bezüglich religiösen oder ästhetischen Eigensinns (oder eben: »Wahrheitsgeltung«) jenseits jeglichen Kontra-Argumentes auf der entsprechenden Bezugsebene selbst außer Kraft setzen soll.

der Soziologie weit verbreitet die Selbstreflexion auf Geltung und Kriterien soziologischer Forschung und Theorie an die ihrerseits »soziologische« Wissenschaftsanalyse (mit Akzent auf »sozio-«, nicht aber auf »-logos«) zu delegieren, die dann schnell Märkte, Labore als Rahmen improvisierenden Schlendrians, Wissenschaftsmanagement und »mode two« identifiziert, allerlei Netzwerke und das Mitwirken der Dinge oder die reine Immanenz eines Systemcodes »Wahrheit« heraus präpariert, bei alledem aber den *epistemologischen* Sinn der Forschung und der Theorie, Fragen der *Geltung* und der *Rechtfertigung* soziologischer Behauptungen insgesamt ausklammert. Die Soziologie macht sich zwar auf breiter Front und vielen Varianten selbst zum Thema – auch wenn Schülein in seinen Ausführungen zurecht konstatiert, dass die Soziologie vorzugsweise *andere* Wissenschaft beobachtet (S. 193). Sie verschiebt dabei aber beinahe ausnahmslos den Fokus in die *Sozialdimension*, während der besondere *Sachbezug* der Soziologie als eine Sonderform der referentiellen Bezugnahme auf die Welt zurück sinkt in die performative Implizitheit des Vollzugs einer »ideologiekritischen« Reduktion von »Wahrheitsspielen« (Foucault) z.B. auf soziale Kämpfe oder einfach auf soziale Konstruktionen einer differenzierten Wissensordnung (Luckmann 1980).³ Dann fällt es im *Vollzug* der Wissenschaftssoziologie nicht weiter auf, dass die Diagnose auf eine »soziale Konstruktion« des Wissens auf jene Diagnose selbst zurückfällt, dass die Entlarvung der »Fabrikate der Erkenntnis« als output improvisierender Interaktion selbst eine Erkenntnis fabriziert, der man nur in der Sozialdimension (ermuntert z.B. durch Reputation) Vertrauen schenken könnte. Damit kommt man nicht weiter, nicht einmal zurück zum sehr viel älteren Reflexionsstand der Wissenschafts-Philosophie, die Wissenschaftsgattungen über differente Gegenstandsbezüge abzugrenzen versuchte (als Unterschied zwischen nomothetischen und ideographischen Wissenschaften im Sinne des Neukantianismus⁴, oder aber: zwischen instrumen-

- 3 Hier »Sach-« und »Sozialdimension« wie getrennte Sphären zu behandeln, ist selbst eine abstrakte Verzeichnung; sie dient vorerst einer provisorischen Annäherung – for the sake of argument – an eine epistemologische Figur, die in vorsichtiger Anlehnung an einige der von Schülein vorgetragenen Intuitionen das Spezifische des soziologischen Gegenstandsbezuges unter anderem dadurch charakterisieren müsste, dass die Unterscheidung zwischen Sach- und Sozialdimension in der Performanz soziologischer Episteme in *Bewegung* versetzt wird.
- 4 Johann August Schülein distanziiert sich von diesen älteren Unterscheidungs-Strategien mit einem nicht ganz einleuchtenden Argument: »Auf der Ebene von Wissenschaften ist das Problem des Gegenstandsbezuges nicht sinnvoll behandelbar« (S. 196). Wissenschaften zum Bezugspunkt von erkenntnistheoretischen Reflexionen zu machen, so heißt es hier weiter, bedeute, gewissermaßen auf kontingente Differenzen zwischen »empirischen Systemen« herein zu fallen. An dieser Stelle wie an anderen bezieht sich Schülein auf einen nicht immer ganz durchschaubaren Begriff des »logischen Systems«, der von historischen Entwicklungen *unabhängig* (wie das?) durch den allgemeinen Bezug auf einen spezifischen Gegenstandsbereich charakterisiert werden müsste. Mir scheint, an dieser Stelle überlässt der Autor der reduktionistischen Wissenschaftssoziologie und ihrer Verschiebung des Themas in die Sozialdimension zu vieles (nämlich die Analyse *faktischer* Institutionalisierungen epistemischer Praktiken), so als wäre die faktische Konstitution von Wissenschaften als *empirischer* Prozess der Differenzierung von Genesis und Geltung nicht ihrerseits eben genau die evolutionäre Realisierung jenes eigentümlichen Gegenstandsverhältnisses, der das Spezifikum der Soziologie zu bestimmen erlaubt.

tellen versus orientierungsbezogenen und kritischen Erkenntnisinteressen nach Habermas [1975]).

Johann August Schülein kommt dieser soziologischen Tendenz zur Invisibilisierung der Sachfrage nur indirekt und wenn, dann in ironische Distanz entgegen, wenn er z.B. den Überlegungen Uwe Schimanks etwas abgewinnt, dass der Übergang gesellschaftlicher Komplexität von Primär- zu Sekundärfunktionen in der Moderne u.a. die Form der »Mode« erzeugt, und dass dann also auch Theorien in der Soziologie Moden auf einem Markt sein könnten (S. 192). Zwar berührt also Schülein am Rande, dass der Kern der Theorienfragmentierung zu guten Teilen einfach eine Frage der Eitelkeiten und der Opportunitäten beruflichen Weiterkommens sein könnte, aber solche Erklärungen werden von ihm als »witzige« Bemerkungen qualifiziert, und sie betreffen nicht den seriösen Punkt: die Frage nach dem Gegenstand.

Schülein entscheidet sich in seinen Ausführungen zum Stand der Theoriedebatte in der Soziologie *dagegen*, jene Flucht von der Sach- in die Sozialdimension anzutreten. Es sind also nicht Reputationseffekte, Karrierewege und Seilschaftsstrukturen, man könnte differenzierungstheoretisch einsetzen: Sekundärfolgen *erfolgreicher* Aus- und Binnendifferenzierung eines Fachkontextes, die den Grad der theoretischen Fragmentierung der Soziologie primär, oder sogar exklusiv erklären. Dort, wo Schülein dem Pluralismus der Theorien *systematische* Gründe zuordnet (S. 193), macht er hinreichend klar, in welche Richtung der Gedankengang zielt: *relevante* »systematische Gründe« fallen an im komplexen Zusammenhang der Beziehung der Theorie, der theoretischen Beschreibung und Erklärung, zur *Sache*. Das Problem der Vielfalt einander ausschließender, kaum auf der gleichen Ebene konkurrierender Positionen des Fachs wäre demnach nicht als ein Symptom des mangelnden Reifegrades der Soziologie zu werten, sondern im Gegenteil als eine aus dem spezifischen Gegenstandsbezug resultierende Notwendigkeit.

Was aber ist der spezifische Gegenstand der Soziologien? Dem ganzen Zugriff Schüleins, der eben *diese* Frage in Zentrum der Paradigmenüberlegung stellt, kann man angesichts der zuvor geschilderten Lage der soziologischen Gegenwarts-Kultur der Selbstreflexion und -begründung nur enthusiastisch beipflichten. Die Durchführung lässt allerdings einigen Raum für Rückfragen und Bedenken: in Schüleins konstruktiven Teilen zur »Logik« der Realitätsebenen macht sich ein kaum ausreichend balanciertes Changieren zwischen Universalismus und Kontextualismus bemerkbar: auf der einen Seite hält der Autor entschieden dafür, dass es nur eine Wahrheit und nur eine Realität geben solle. »Wahrheit« sei ein »ziemlich kontaminierter Begriff« (S. 191) der nach Kant nicht länger naiv als Übereinstimmung von »Realität und Symbolisierung« verstanden werden könnte. Trotzdem verlässt sich der Autor darauf, dass Erkenntnis als ein Projekt (genau?) ein Objekt voraussetze und vor allem, dass die Resultate dieses Projektes der Erkenntnis »dieses Objekt auch erfassen« können müssen (S. 191). Zusammen passen der Hinweis auf die nach-kantische Distanz gegenüber dem naiven Realismus und die Beharrung auf der Intuition, dass empirische wie theoretische Sätze einer externen Kontrolle durch ihr »Bezugsobjekt« im Sinne des »Erfassens« unterliegen, nur dann, wenn man hinreichend und vor allem für die weitere Argumentation folgenreich zwischen möglicherweise »wahren« Sätzen und dem Begriff der Wahrheit »überhaupt« als einem allgemeinen Kri-

terium der Zuordnung von Aussagen und Behauptungen zu einer spezifischen Geltungsdimension unterscheidet. Dann kann es nämlich sein, dass erstens »Wahrheit« sowohl eine performativ-kontextuelle als auch eine referentielle Dimension hat und zweitens, dass also »wahre« Sätze über ein bestimmtes Objekt sowohl von falschen Sätzen unterschieden werden können, trotzdem aber ein Pluralität von Sätzen, die untereinander nicht logisch äquivalent sind (weil sie in unterschiedlichen Kontexten oder eben Vokabularen intern sinnvoll sind) gleich gültig (oder eben gleichermaßen »wahr«) sein können, weil sie ihre Bedeutung – so wie das »Objekt« seine Bestimmung (sensu *Identitätskriterien*) – zumindest auch vom Kontext, vom Vokabular oder von der Sprache in denen die Sätze formuliert sind, beziehen.

Dann aber gibt es zwar idealiter nur *eine Wahrheit* über ein bestimmtes Objekt, aber diese Wahrheit muss immer *selektiv* artikuliert, formuliert, propositional expliziert werden, und Artikulationen, Formulierungen und Explikationen gibt es notwendigerweise *vielen*: die *Bestimmung* des Objektes ist vom sprachlichen Kontext der Aussagen über dieses (eben auch sprachabhängig bestimmte) Objekt nicht unabhängig und es kann so viele wahre, trotzdem nicht äquivalente Sätze über *dieses* Objekt geben, wie es Kontexte der Referenz gibt, auch dann, wenn Ko-Referenz zwischen den verschiedenen Referenzen auf das Objekt (also Identität des Objektes trotz Bestimmungspluralität) unterstellt werden muss und kann.⁵ Unter diesen zugegeben komplizierten Bedingungen wird aber schnell deutlich, dass die Autorität des Objektes, die ein rechtes Erfassen zur Pflicht macht, trotz Koreferenz zwischen theoretischen Aussagen aus unterschiedlichen Kontexten für die Frage nach der Pluralität der Theorie gar nichts austrägt, sofern »Theorien« und »Paradigmen« eben (auch) Kontexte der Referenz, besser: der referenzierenden Sprachpraxis, darstellen, so dass die Differenz zwischen Theorien mit der erheblichen Differenz zwischen Sätzen aus verschiedenen Theorien, die »ein« und »dasselbe« Objekt betreffen, korreliert, obwohl beide Sätze »wahr« sein können (»wahr« heißt dann eben: »wahr in S«, wobei »S« eine Sprache ist, deren Radius mit dem Radius einer Theorie ko-extensiv wäre).

An dieser Stelle zeigt es sich, wie wichtig es für die ganze Fragestellung (Paradigmen- oder Theorien-Pluralismus?) ist, was unter einem »Paradigma« genauer zu verstehen ist. Schülein berührt am Rande, dass es hier einen Unterschied zwischen Paradigmata und Theorien zu berücksichtigen gäbe (S. 190). Er gibt der Diskussion dieses Punktes aber

5 In diesem Sinne wäre wohl der Vorschlag Putnams zu verstehen, die externe Kontrolle von referierenden, aber theorie-kontaminierten (bzw. »-geladenen«) Aussagen mit dem Kontextualismus jener Theorie-Ladung zusammen zu denken (Putnam 1991). Im Übrigen geht auch der Habermassche Versuch, die eigene »Konsenstheorie« der Wahrheit (also die Verlagerung des Sinnes des Wahrheitsanspruchs von der einstelligen denotativen Beziehung zwischen »Wort und Gegenstand« in die Dimension der Performanz entsprechender Regeln der Einlösung von Wahrheitsansprüchen) zu ergänzen durch eine pragmatisierte Fassung der Bewährungskriterien in diese Richtung. Hier, bei Habermas, soll die *Übersetzung* zwischen diskursiv geprüfter Überzeugung über »etwas« in die praktische Gewissheit des Umgangs mit genau demselben »etwas« (man kann allerdings fragen, ob dieses etwas in der Übersetzung dasselbe bleibt, vgl.: Renn 2000) die Verankerung einer ansonsten rein diskursimmanent leerlaufenden Sprache in der Welt plausibel machen (vgl. Habermas 1999).

leider nur wenig Raum (nur ein paar Sätze in der zweiten Fußnote), so dass er sich auf eine recht grobe und unausgeleuchtete Unterscheidung zurückzieht, der zufolge Theorien »wahr« oder »falsch« sein können, während ein Paradigma als ein »epistemologisches Modell«, und das heiße: als eine »Anleitung zur Theoriebildung«, nicht »wahr/unwahr sein können, sondern als angemessene oder unangemessene Denk-Anweisung zu sehen sind« (190). Abgesehen davon, dass dann ja geklärt gehörte, was »angemessen« bedeutet, wird man einwenden müssen: Paradigmen spielen als »subkutane«, in performativen Routinen verankerte Zusammenhänge von Bedingungen der Intelligibilität propositional-diskursiver Aussagenkomplexe für die impliziten Kriterien der Geltung theoretischer Sätze eine *konstitutive* Rolle. Und sie spielen diese Rolle als eine Art von Bedingungen, die selbst *nicht* propositional strukturiert sind (sein können)⁶, sondern die den *diskursiven* Praktiken im Modus der Gewissheit einen Boden des implizit Voraussetzbaren und einen Horizont normierter Anschlussselektions-Optionen geben (Wittgenstein). Wenn man Kuhn eben nicht als den Historiker einer kontingenten Wissenschaftsgeschichte und als Analytiker eines historischen Ausnahmezustandes liest (S. 206), sondern als einen derjenigen Wissenschaftstheoretiker, die gezeigt haben, dass die Trennung von Kontexten der Entdeckung und Kontexten der Rechtfertigung eine künstliche Idealisierung ist (dass also die Wissenschaftsgeschichte *Teil* der – für die Geltungsrechtfertigung relevanten – Wissenschaftstheorie ist), dann sind Paradigmen keine theoretischen »Anleitungen« zur geplanten Theoriebildung und keine »Anweisungen« des Denkens, sondern notwendig *implizite* Grundlagen eines diskursiv-propositionalen Sprachgebrauches, die in der Form eines »historischen Apriori« Theorien zugleich ermöglichen und in ihrer deskriptiv-analytischen Reichweite beschränken. Paradigmen sind keine Sammlungen expliziter »Grundsätze«, sondern zu großen Teilen implizit, praktisch und im Modus der Routine abgelagerte Voraussetzungen, die vordefinieren, was »Geltung« im jeweiligen Geltungsbereich des Paradigmas *bedeutet* (die also den expliziten »Kriterien« gültigen Schließens und Referierens eine im jeweiligen Theoriekontext immanent hinreichend eingeschränkte *Gebrauchsbedeutung* verpassen).

Dem methodischen Individualisten kann man nicht abverlangen, dass die *paradigmatischen* Voraussetzungen des methodischen Individualismus – z.B. eine restriktive Ontologie, die Durkheimsche »soziale Tatsachen« als Chimären zu behandeln verpflichtet – mit den Mitteln des methodischen Individualismus selbst *gerechtfertigt* werden müssten. Das wäre ein tautologisches Unterfangen, nach Wittgenstein die Leugnung des epistemologischen Schicksals aller Letztbegründungsversuche und aller Versuche, axiomatische Systeme in sich selbst lückenlos zu begründen, demzufolge die hierarchisierte Stufe der

6 Sie können es nicht sein, wenn bzw. weil (gewisse Paradigmen würden genau das zu leugnen zur Auflage machen, und eben *darin* liegt ein Problem der Inkommensurabilität nicht zwischen »Theorien«, sondern zwischen Paradigmen), weil der Modus des propositional-diskursiven Sprachgebrauchs auf einem Sockel performativ-impliziter Selektionen des Selbstverständlichen aufruhrt, den auch die reflexive oder selbstreferentielle Thematisierung qua *propositionaler Form* nicht einholen kann, sofern Sprachspiele in der Dimension des Vollzugs eine »zuhandene«, implizit »gewisse« (Heidegger, aber auch: Wittgenstein) Infrastruktur haben.

»Erklärungen« in den endlosen Regress führt und also »praktisch« (in dem, wie man »in diesem Paradigma« eben normalerweise vorgeht) ein Ende hat.

Theorien als Satz-Zusammenhänge sind darum gewissermaßen die explizit-propositionalen Spitzen des Eisbergs eines Paradigmas, das keine in den einzelnen Zügen der Bildung und Anwendung einer Theorie kontrollierbare, mit den Mitteln einer zur jeweiligen Theorie passenden Methode in die Tat umzusetzende »Anleitung«, sondern der empirisch und historisch kontingente, aber wirksam etablierte Gesamtzusammenhang einer ausdifferenzierten Sonder-Sprachpraxis ist, der Theorien als *Abstraktionen* einer umfassenden Performanz »trägt«. Sprechakttheoretisch gesehen besteht die Sammlung theoretischer Sätze also in einer Menge abstrahierter propositionaler Gehalte – sensu »Aussagen« – die im *Vollzugmodus* des Paradigmas Teile bedeutungstheoretisch *umfassenderer* »Behauptungs-Handlungen« und also komplexer waren, weil sie in ihrer *internen* Bedeutung (inklusive »konversationaler Implikaturen«) auch durch den performativ-illokutionäre Horizont eines Sprachspiels bestimmt werden).

Diese Zuordnung macht deutlich, dass sich Schülein eigentlich für die verschlungenen Beziehungen interessieren müsste, die Paradigmen als (auch) pragmatische Komplexe einerseits zu den »Objekten«, oder auch zu »der« Realität, andererseits zu den Theorie-Kontext-immanenten Aussagen und Aussagesystemen unterhalten. Andernfalls beschäftigte sich der Text Schüleins eigentlich gar nicht mit dem Pluralismus der soziologischen *Paradigmen*, sondern mit dem demgegenüber *abgeleiteten* Phänomen (allerdings jeweils paradigmatisch konstituierter) differenter theoretischer Aussagekomplexe, die als Zusammenhänge propositional strukturierter Sätze (und nicht etwa Behauptungs-Handlungen) in ihrer deskriptiven Validität, nicht aber in ihrer indirekten handlungspraktischen Valenz reflektiert werden.

Wenn Schülein also im Sinne dieser Alternative (Paradigma oder Theorie?) die leichte Variante wählt, also nur theoretische Aussagekomplexe auf der Schauseite von Propositionen, die einen referentiellen Bezug zu haben versprechen, vergleicht, dann richtet sein Hinweis auf das Kriterium des *Erfolges* einer Theorie, der für die Passung zwischen Theorie und Sache signifikant sein soll (S. 194) nicht viel aus. Hier will Schülein u.a. das Münchhausen-Trilemma durch »Transzendierung« konkreter Kontexte bestimmter Theorien loswerden: »in einer erfolgreichen Theorie spiegelt sich also auch relevante Gegenstandslogik« (S. 195). Ungelöst bleibt dabei das Problem, dass Paradigmen *mitdefinieren*, was Erfolg ist (und das Erfolg, nicht nur im klassischen Pragmatismus eine Kategorie in der performativen Dimension der praktischen Konsequenzen einer paradigmatisch eingebetteten Theorie darstellt). Und auch von einem *externen* Standpunkt aus bleibt die *Beurteilung* des Erfolges wieder in einem (anderen) Paradigma gefangen. »Erfolge« lassen sich möglicherweise beobachten in relativer Unabhängigkeit von den für eine Theorie (als Spitze des Paradigmen-Eisberges) immanent geltenden Erfolgskriterien. Aber nicht nur könnten ja (empirisch *vorerst*) erfolglose Theorien durchaus »wahr« sein (es wird eben aus bestimmten Gründen, wegen latenter Funktionen etc. die soziale Anerkennung versagt und dann die faktische Wirksamkeit entzogen; hierhin gehört, wenn man z.B. an Alfred Wegener denkt, das *zeitliche* Problem, dass man kaum eindeutig bestimmen kann bzw. vorhersehen kann, welcher *Erfolgszeitraum* kriterial ausschlaggebend

ist), es könnte auch sein, dass der Paradigmen-Pluralismus den Pluralismus der Erfolgskriterien notwendig einschließt. Nicht jeder »Ansatz« in der Soziologie zielt etwa auf »Beratung«, auf »Sozialtechnologie«, oder auf »Aufklärung«, oder einfach auf »Einsicht« oder auf logische Konsistenz, oder auf methodische Adäquanz in quantitativer oder qualitativer Hinsicht.

Dass Schülein in der Tat die leichte Variante wählt (also Theorien als abstrahierte Aussagenkomplexe gegeneinander referenz-theoretisch in Stellung bringt, und damit bei allem Respekt einen komplexeren Zugang zum Problem der *Paradigmenvielfalt* eigentlich unterbietet), das zeigt sich in den ausführlichen Überlegungen zu Typen der Realität, die letztlich den Pluralismus als notwendige Folge der schwierigen Selbst-Verkomplizierung von Wirklichkeit überhaupt ausweisen soll: Es gibt nur *eine* Realität, so versichert, wie bereits gesagt, der Autor, und doch ist in die Realität eine vielleicht evolutionär zu verstehende (der Text legt sich hier nicht fest, bedient sich aber über weite Strecken evolutionstheoretischer Motive) Dynamik eingebaut, in der es vor allem die »Autopoiesis« der Sache selbst ist, die eine fundamentale Verzweigung der Theoriegattungen unausweichlich werden lässt.

Das Zentrum der Schüleinschen Argumentation bildet deshalb wohl die Analyse des Zusammenhanges zwischen vier Typen der »realen« Autopoiesis und den Adäquanz-Bedingungen von Theorien, die sich einer der unterschiedenen Autopoiesis-Typen annehmen. So inspirierend die Unterscheidung zwischen »nomologischer⁷, »kybernetischer«, dynamischer« und »reflexiver« Autopoiesis (S. 199) auf den ersten Blick zu sein scheint, so bleiben doch systematisch hoch relevante Fragen unberührt. Warum eigentlich und im welchen Sinne resultieren aus der »Interferenz« zwischen geschlossenen »Kontingenzfeldern« *offene* Kontingenzfelder »mit der Möglichkeit der Erweiterung und Emergenz« (S. 200), und woraus resultieren dann die Bedingungen der Möglichkeiten, diesen offenen Kontingenzzonen mit der adäquaten, d.h. bei Schülein »konnotativen« Theorieperspektive zu begegnen? Kontingenz, Emergenz und Autopoiesis bleiben formelhafte Andeutungen eines Wunsches nach der Möglichkeit, ein dann doch nicht ganz unerkennbares Spektrums objektiver Merkmale des Dings »an sich« zu bestimmen, wenn in die »realistische« Rekonstruktion der Voraussetzungen der Ausdifferenzierung von Referenzoperationen *überhaupt* keine Theorie der Genese *symbolischer Sinnverarbeitung* (im Sinne einer zwar emergenten, dennoch aber kontinuierlichen »Selbst-Veränderung« strukturierter Prozesse der Realität selbst) eingebaut wird. Ein *sprachtheoretisches* Detail-Problem liegt dabei darin, das Schülein »Konnotation« nicht auf die performative Selbstreferenz theoretischer Vokabulare bezieht, sondern ausschließlich auf die Unberechenbarkeit von objektiven Zustandsveränderungen im Gegenstandsbereich (S. 203ff.), so als wäre der Begriff der »Konnotation« eine rein semantisch zu erläuternde Quelle der vom

7 Nicht so ganz hilfreich ist es vielleicht, dass Schülein zuerst autopoietische Realität von nomologischer (nicht: »nomothetischer«, weil dieser Ausdruck auf die Wissenschaftskontexte verweist) unterscheidet, dann aber von »nomologischer Autopoiesis« spricht, so als sollte der Emergenz-Effekt des Übergangs in die autopoietische Realität dann doch »ursprungslogisch« in den Antezedenz-Bedingungen verankert werden, um mögliche Emergenz-kritische Einwände zu beruhigen.

Gegenstand erzwungenen, aber rein deskriptiven Referenz-Kontrolle, obwohl »konnotative« Aspekte konzeptueller und propositionaler Bedeutung eigentlich die *pragmatische* Verankerung von Theorien, Aussagen und Begriffen in der Dimension ihrer *Anwendung* markieren (einschließlich diverser Indexikalisierungszwänge, über die theoretische Begriffe und Sätze mit empirischer »Erfahrung« vermittelt und zur schrittweise vollzogenen Revision veranlasst werden).

Die Skizze des Übergangs zwischen den Realitäts-»Typen« (die Schülein wiederholt als idealtypisierende – also doch nur relativ zu Paradigmen bestimmbare? – Abstraktionen bezeichnet) verzichtet auf die Rekonstruktion eines Kontinuums zwischen praktischer Versenkung »in die Welt« und theoretischer Distanzierung, die als Moment der »Selbst-Differenzierung« des Gegenstands ausgewiesen werden könnte. Stattdessen, so jedenfalls der Eindruck, projiziert Schülein wegen der Beschränkung auf die *denotativen Valenzen der Konnotation* bei Lichte besehen seine sachbezogene Analyse auf differente *Gegenstands-Vorentwürfe*, die nur *paradigmenimmanent*, z.B. in Abhängigkeit von Inferenzregeln (kausale, funktionale Erklärung?), sinnvoll sind. Zu unmittelbar erfolgt also der Zugriff auf »die« Realität, und der *metatheoretisch* gemeinte Zugang zieht dadurch den selbst erhobenen kantianischen Vorbehalt ein bzw. zurück in die Begleitmusik einer Idealtypen-Lehre, die der Ontologie ein gutes Gewissen im Sinne des falsifikationistischen Selbstvorbehaltes verschaffen soll.

Letztlich bleibt das zirkulär. Und deshalb bleibt auch die als Resonanz auf die Selbstverzweigung der Realität ausgegebene Unterscheidung zwischen denotativen und konnotativen Theoriegattungen zirkulär auf eine empirische Bestandsaufnahme real existierender Theorie-Differenzen zurückgeworfen. Auch die Schüleinsche Analyse der Aufstufungen von Autopoiesis-Typen muss ja im Vergleich einerseits mit stramm monistischen Auffassungen der Realität (auch der *sozialen*), die jede Wissenschaft auf das Grundprinzip der kausal-deterministischen Geschlossenheit des Universums verpflichten wollen, andererseits zu konstruktivistischen Bekenntnissen (wie etwa dem systemtheoretischen Credo, dass »die Realität« samt und sonders draußen, also jenseits selbstreferentieller Sinnbearbeitung bleibe) als *parteilich* erscheinen, solange sie die Differenzen zwischen den epistemologischen Extremen nicht ihrerseits rekonstruktiv einholen, das heißt als intrinsische Momente der Selbst-Differenzierung eines Gegenstandes (der Gesellschaft!) auszuweisen vermag.

Das Problem, so scheint mir, liegt darin, dass die oben diskutierte Unterbelichtung des Paradigmen-Begriffs innerhalb der zentralen Argumentation schließlich störende Fernwirkungen entfaltet: Schülein unterscheidet zwischen den – im Plural auftretenden – »konnotativen« Theorien und den denotativen Alternativen ausschließlich mit Bezug auf die *deskriptive* Relation zwischen Aussagen-Komplexen und ihren Referenzbereichen, d.h. in der *semantischen* Dimension (so wird es auch explizit markiert), ohne auf die komplexe Verschränkung zwischen Semantik und *Pragmatik* zu achten, die erst die referentielle Verankerung »konstruktiver«, also »Welt«-erschließender Vokabulare in der »Sache« verständlich machen kann, ohne dass man sich zwischen naivem (falsifikationistisch zahm geschminktem) Realismus und unhaltbarem Konstruktivismus entscheiden müsste.

Für das zentrale Anliegen, dem Pluralismus soziologischer Paradigmen eine in der Sache begründete Notwendigkeit attestieren zu können, ist es überdies eher schädlich, dass sich die Differenz zwischen nomologischer und autopoietischer Realität, korrelativ zwischen denotativen und konnotativen Theorietypen, auf einem anderen Aggregationsniveau als die Differenz zwischen (allesamt »konnotativen«) soziologischen Theorieperspektiven bewegt. Zwar finden sich unter den soziologischen Paradigmen auch objektivistische, reduktionistische und nomologische Extremvarianten, aber den empirische Anlass für die Klage über die wechselseitige Ignoranz soziologischer Paradigmen liefern doch eher Konfrontationen zwischen Ansätzen, die allesamt auf der »konnotativen« Seite stehen.

Vielleicht sind auch diese Einwände parteiisch, es mag ihnen z.B. eine gewisse Vorliebe für pragmatistische Reflexionsfiguren anzusehen sein. Für diese Parteinahme könne allerdings sprechen, dass die hier vorgelegten kritischen Bemerkungen gewissermaßen eine Bestätigung im Lichte der von Schüle in selbst veranschlagten Kriterien theoretischer Güte beanspruchen können: zu den Kriterien des »Erfolgs« einer Theorie gehört zweifellos auch das Niveau des Auflösungsvermögens, mit dem sie ihre, wenn möglich nicht trivialen, sondern überraschenden, oder wenigstens aufschlussreichen, Ergebnisse präsentiert. Was dies betrifft, könnte man vom Ende des Schüleinschen Textes gemessen am zweifellosen Raffinement seiner Argumentation nun aber vielleicht etwas mehr erwarten.

Die Schlussfolgerungen, die Schüle in am Ende seiner Ausführungen vorlegt, wiederholt einerseits, was die Exposition bereits verrät: Paradigmen-Pluralität ist kein Unfall, sondern im Falle der Soziologie ein in der Sache begründeter Normal-Modus. Andererseits leitet er aus dem schließlich theoretisch begründeten Befund eher harmlose Maxime ab: »es kann ein Zeichen der Reife sein, wenn diese Heterogenität realisiert und ausgehalten wird (...)« (S. 212). Mir scheint diese Konsequenz aus dem aufwändigen Modell gestufter Autopoiesen nicht sehr weit hinaus zu gehen über Max Webers alte Mahnung, der Forderung des Tages und dem jeweils eigenen Dämon zu folgen. Dass » (...) der Umgang mit und die Beurteilung von konnotativen Theorien selbst autopoietisch« bleiben müsse (S. 212), daran lässt man sich gern erinnern. Man müsste aber vielleicht doch Schüleins äußerst verdienstvollen Vorstoß in die dringend notwendige Wiederaufnahme einer erkenntnistheoretischen Selbstverständigung der Soziologie theoretisch und paradigmatisch noch deutlich »aufrüsten«.

Literatur

- Derrida Jacques (1979): *Die Stimme und das Phänomen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
 Gadamer, Hans Georg (1975): *Wahrheit und Methode*. Tübingen: Mohr Siebeck.
 Habermas, Jürgen (1975): *Erkenntnis und Interesse*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
 Habermas, Jürgen (1999): *Wahrheit und Rechtfertigung*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
 Luckmann, Thomas (1980): *Lebenswelt und Gesellschaft*, Paderborn: Schöningh.

- Luhmann, Niklas (1990): »Sthenographie«. In: Luhmann, Niklas/Maturana, Umberto/Namiki, Mikio/Redder, Volker/Varela, Francisco (Hg.): *Beobachter, Konvergenz in der Erkenntnistheorie*. München: Fink, S. 119-139.
- Putnam, Hillary (1990): *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Renn, Joachim (2000): »One World is Enough. On: Jürgen Habermas, Wahrheit und Rechtfertigung, Review Essay«. In: *European Journal of Social Theory* 3 (4), S. 485-499.
- Renn, Joachim (2012): »Zur Einheit der Differenz von Lebenswelt und Lebensform – Paradigmenstreit oder Übersetzung zwischen Phänomenologie und Pragmatismus«. In: Renn, Joachim, Gerd Sebald, Jan Weyand (Hg.): *Lebenswelt und Lebensform: Zum Verhältnis von Phänomenologie und Pragmatismus*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 96-119.

Anschrift:

Prof. Dr. Joachim Renn
WWU Münster
Institut für Soziologie
Scharnhorststr. 121
48151 Münster
j.renn@uni-muenster.de